



**Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.**

XV. Jahrg.

Prag, den 18. September 1914. (27. Elul 5674). Nr. 15.

### Inhalt:

1887 1887

Die Entdeckung Amerikas und die Juden.

Nathan Grün.

Vom Prinzeßchen das nicht essen wollte.

Hegna Abler.

Freund Eufuß. Oskar Baum. (Schluß)

Alexander der Große.

Der Entdecker des Petroleum. Hermann  
Blumenthal.

Kringeld. F. V.

Guck in die Welt.

Uebersetzungs-Aufgabe.

Kästel.

Erscheint jeden zweiten  
Freitag.

Redaktion und Administration:  
Prag II., Stefansgasse 629.

Bezugspreise: Für Oesterreich-Ungarn K 5.60 ganzjährig, K 2.80 halbjährig.  
Für Deutschland Mk. 5.—, ganzjährig, Mk. 2.50 halbjährig.

Einzelne Nummer 24 h.

Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Abdruck nur unter Quellen- und Namensangabe gestattet.

R. I. Postsparkassa-Ronto 52.742.

B.-G. Postsparkassa in Sarajewo No. Nr. 7.768.

R. Postsparkassa Berlin, No. Nr. 15.065.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: Philipp Lebenhart.

Aus Anlaß des neuen Jahres und des Schulbeginnes laden wir zum Abonnement unserer Zeitschrift alle jene ein, welche die vorhergehenden Nummern zur Ansicht eingeschickt bekommen haben. Wir bemerken hiezu, wie es schon wiederholt geschehen ist, dass den neuen Abonnenten, sobald sie die Bezugsgebühr für dieses Jahr im Betrage von K 5.60 entrichten, nicht allein die in diesem Jahre bereits erschienenen Nummer nachgeliefert werden, sondern überdies ein Buch **gratis** als Bezugsprämie eingesendet wird.





Nr. 15.

Prag, den 18. September 1914.

XV. Jahrg.

## ראש השנה.

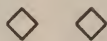
Blutigrot kündigt sich das neue Jahr für die Welt an. Europa steht unter Waffen. Die mächtigsten Staaten des Welttheiles stehen im Kampfe gegeneinander. Das was jahrelang wie ein furchtbares Gespenst drohend über uns schwebte, ist nun zur fürchterlichen Wahrheit, ist Ereignis geworden.

Die Kinder Israels, die zerstreut in der Mitte aller Völker leben, werden sich überall in ihren Gotteshäusern versammeln und ihre heißen Gebete zum Himmel emporsenden und zu den Herrn der Heerscharen flehen, er möge den Waffen ihres Vaterlandes Sieg verleihen, damit wieder Friede einkehrt ins Vaterland, ins Haus und in die Familie.

Das immerhoffende Israel, das in den bösesten Zeiten sein festes Gottvertrauen nicht verlor und stets von den Gedanken getragen wurde, daß alles Böse sich am Ende zum Guten wendet, wird auch diesmal in das neue Jahr eintreten mit der unerschütterlichen Zuversicht auf Gottes Hilfe im Kampfe für das gute Recht.

Die vielen jüdischen Väter, Brüder und Söhne, die in treuer Waffenbrüderschaft Schulter an Schulter mit ihren Kameraden das Vaterland tapfer und mutig verteidigen und ihre Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland freudig erfüllen, werden dieses Tages selbst im heißen Kampfe nicht vergessen.

Der Tod, er hält reiche Ernte. Wahlos streckt er nieder hier die Hoffnung einer sorglichen Mutter, dort die einzige Stütze der Familie, doch wenn das Wohl des Vaterlandes es heischt, muß selbst das größte Opfer gebracht werden, so haben es unsere Ahnen jederzeit gehalten und so tun es auch wir. Gott schlägt diesmal tiefe, allzutiefe Wunden, allein er wird sie auch zu heilen wissen. Er ist unsere Hoffnung stets und immerdar.



## Die Entdeckung Amerikas und die Juden.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Von Dr. Nathan Grün.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das Mittelalter begann mit einer großen Wanderung zahlreicher Völkerschaften vom Norden nach dem Süden. Die Neuzeit begann ebenfalls mit einer Wanderung, mit der Wanderung eines einzigen Volkes, des Volkes Israel. Der Unterschied zwischen der einen und der andern Wanderung bestand darin: die Wanderung der Völker war eine freiwillige, aus dem ungestümen Volkswillen hervorgegangene, die Wanderung Israels war eine durch rohe Gewalt erzwungene, durch Glaubenshaß aufgenötigte. Das Jahr 1492 bildet die Grenzscheide zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit. Zwei Ereignisse sind es, durch welche es sich aus der Flucht der Zeiten hervorhebt, das eine erscheint wie eine Morgenröte in der Weltgeschichte, es ist die große Tat der Entdeckung Amerikas, das andere lagert sich wie schwarze Schatten, Elend und Bedrängnis erzeugend, es ist die Vertreibung der Juden aus Spanien. Es ist schon vielfach auf das Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse hingewiesen worden, sie fallen merkwürdigerweise auf den Tag zusammen. Der Tag, an welchem die Juden aus ihrer heißgeliebten Heimat, aus Spanien, hinausgestoßen wurden, war der größte Unglückstag des jüdischen Volkes, der 9. Ab, der Zerstörungstag des ersten und zweiten Tempels, der auf den 2. August fiel und einen Tag darauf, am 3. August, ließ Kolumbus mit drei kleinen Schiffen von dem spanischen Hafen Palos aus, um eine neue Welt zu entdecken. Ein Ausspruch der alten talmudischen Weisen lautet: „Gott schafft früher die Heilung, ehe das Unglück über Israel kommt“, es ist das ein tiefer Blick in die Geschichte des israelitischen Volkes, der Ausspruch hat sich zu allen Zeiten bewährt, auch hier hat derselbe die volle Bestätigung gefunden. Am 2. August 1492 verloren die Juden in

Spanien ihre alte Heimat, und am 3. August 1492 sandte dasselbe Spanien seine Schiffe aus, der neue Weltteil wurde entdeckt, in welchem das Licht der Freiheit in strahlendem Glanze aufgegangen und auch die Juden eine neue Heimat gefunden haben. Die wunderbare göttliche Fügung zeigt sich hier noch augenfälliger, die Hauptschuld an der Vertreibung der Juden aus Spanien trug die von dem Großinquisitor Torquemada fanatisierte Königin Isabella von Kastilien, und Königin Isabella war es auch, durch deren Unterstützung Kolumbus den neuen Weltteil entdeckt hat. Wie sind doch die Menschen das unbewusste Werkzeug in der Hand Gottes!

Die Wanderung, welche die Juden Spaniens im Jahre 1492 antreten mußten, wieviel Leid und Elend hatte sie in ihrem Gefolge! Noch heute werden wir beim Lesen des Berichtes, welchen Don Isak Abrabanel (geb. 1437, gest. 1509) über den Ausweisungsbefehl gibt, mächtig erschüttert. Der große jüdische Staatsmann ruft klagend aus: „Ich eilte in den königlichen Palast, flehte vor dem Könige, rief seine Hilfe an, ich bot ihm große Summen von den Juden, rief meine Freunde, die Fürsten, daß sie für mein Volk bitten, diese machten dem Könige Vorstellungen, zurückzunehmen die Briefe des Zornes und des Grimmes gegen die Juden, ich erschlaffte nicht, und dennoch kam das Unglück, der König blieb taub für alle Bitten, die Königin bestärkte ihn, das verruchte Werk auszuführen. Trauer, unsägliches Trauer bemächtigte sich der Juden ob dieser Schreckenskunde, ein Schmerz, wie er nur gewesen sein konnte, als Juda von seinem geheiligten Erbreiche vertrieben wurde. Aber trotz der dumpfen Verzweiflung riefen sie einander zu: wir wollen, wir müssen stark bleiben für unsere Religion, für die Lehre unseres



Gottes, mögen sie uns leben lassen oder töten, wir wollen den Gottesbund nicht entweichen, wollen nicht zurückweichen, wollen ausziehen im Namen unseres Gottes. Und so zogen sie aus und verließen ihr teures Vaterland, 300.000 an der Zahl.“ (Vorrede zum Kommentar zum Buche der Könige.) In einer andern Stelle (Jeremia, Kap. 2, Hosea Kap. 5) klagt er: „Ach, es war der neunte Ab, der Zerstörungstag unseres Heiligtums, an welchem die Heere Gottes aus Spanien zogen.“

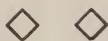
Don Isak Abrabanel fand einen neuen Heimat in Italien, und zwar in Neapel; auch viele der vertriebenen Juden wählten Italien zu ihrem Wohnsitz, woselbst seit alter Zeit eine durch hohe Bildung ausgezeichnete jüdische Bevölkerung ansässig war. Unter den um diese Zeit in Italien lebenden Juden nimmt Abraham Farissol durch seine Gelehrsamkeit einen hervorragenden Platz ein. Er ist der erste jüdische Schriftsteller, der in seinem im Jahre 1524 verfaßten geographischen Werke **אגרת אברהם** über die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus berichtet. Bedenkt man, daß der spanische Staatsmann Peter Martyr von Anghiera, der als der erste Autor gilt, der über die Entdeckung des neuen Weltteils geschrieben, aber auffallenderweise den Entdecker Kolumbus nur mit dem Namen Christophorus quidan vir Ligur „ein gewisser Christophorus, ein Mann aus Ligurien“ anführt, (Humboldt, Kosmos II. 299; Delitzsch, Orient, Literbl. 1840, 22) so erscheint es von wichtiger Bedeutung, das Abraham Farissol genauere und richtigere Daten über den Entdecker Amerikas gibt, indem er ihn mit seinem vollen Namen Christofolo Columbus Genovense nennt. Farissol wurde in Avignon 1451 geboren und nahm seinen Wohnsitz in Ferrara, wo er eine dürftige Existenz durch Abschreiben von Büchern fand, durch seine Gelehrsamkeit erwarb er sich die Gunst des wissenschaftlichen Herzogs Ercole d'Este I. von Ferrara, mit dem er öfters wissenschaftliche Unterredungen hatte. Zu

seinen gelehrten Forschungen wählte er sich ein neues, wenig bebautes Feld; die jüdischen Denker des Mittelalters beschäftigten sich nebst dem Studium der Religionswissenschaft zumeist mit dem gestirnten Himmel, mit Astronomie, Farissol aber setzte sich vor, den Erdfreis zu erforschen und wandte sich der Länderkunde zu. Als Frucht seiner Studien erschien sein oben genanntes Werk, eine Geo- und Kosmographie in dreißig Kapiteln, in welcher er auch über die Entdeckungen fremder Weltteile sich eines weitern ausspricht. In der Vorrede zu seinem Werke führt er an, daß auch die Bibel das geographische Wissen hochstellt, indem sie bis ins Detail die Grenzen des heiligen Landes angibt, auch sonst über Ländergebiete nähere Angaben liefert. Durch die Kenntnis der Länder der Erde lernt unser Auge die Wunder der göttlichen Schöpfung erst recht würdigen. Darum, so fährt er fort, kehre er sich nicht an die Spottreden der „Zwiebel- und Knoblauchfresser“, die das Studium der Erdkunde für gering achten. Sein Werk enthält einen ausführlichen Bericht über die Entdeckungen der Portugiesen, beschreibt mit gründlicher Sachkenntnis die Insel Madeira und die kanarischen Inseln. Im 18. Kapitel heißt es: „Ferner muß man wissen, daß über die kanarischen Inseln hinaus noch ferner liegende Inseln gefunden wurden, ungefähr fünf- undzwanzig Tagreisen nordwestwärts, welche Spaniole-Inseln genannt werden, und der Mann, der sie entdeckte, heißt Christofolo Columbus Genovense.“ Der Schluß des 28. Kapitels lautet: „Nun wollen wir von der neuen Welt, die aufgefunden wurde, und die Amerika genannt wird, welche Kolumbus entdeckt hat, sprechen.“ Im 29. Kapitel beschreibt er Amerika als ein Land, dessen Bewohner sich im rohesten Naturzustande befinden; die einzelnen Volksstämme bekämpfen einander, und die gefangenen Feinde werden getötet und nach Art der Kannibalen verzehrt. In den großen Flüssen des Landes wird unter dem

Sand viel Gold gefunden, da aber die Bewohner von Besitz und Eigentum keinen Begriff haben, so bleibt das kostbare Metall ganz unbeachtet. Er berichtet auch über die hohen Berge, über die ungeheueren Urwälder voll von zahllosen großen und kleinen Tieren, als Löwen, Panther und Schlangen von der Größe

eines Balkens. Jarissol führt dann weiter aus, daß das Axiom der Alten Geographen, daß unter dem Äquator weiter südlich kein Land sei, nunmehr durch die neuen Entdeckungen als falsch befunden wurde, und gibt seine eigenen Gründe für die Möglichkeit einer transatlantischen Welt an.

(Fortsetzung folgt.)



## Dom Prinzesschen, das nicht essen wollte.

Ein Märchen von Regine Adler.

Es war einmal ein König, der hatte ein Töchterchen, das liebte er über die Maßen. Trotzdem bereitete ihm die kleine Dame viel Kummernis und Schmerzen. Das Prinzesschen wollte nämlich nicht essen. Sie sagte immer nur Nein und Nein, oder auch: „Ich mag nicht“ und dazu trappelte und zappelte sie mit den Füßchen, als ob sie ein Uhrwerk im Leibe hätte, und sie erbotte sich und schrie manchmal so sehr, daß sie ganz rot und blau wurde; das waren nämlich die Landesfarben des Königreiches Pomponia.

Der alte Herr König wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er drei würdige Damen des Hofes anstellte, die das Amt hatten, die Prinzessin zu — füttern. Und zwar hatte die erste von ihnen die Aufgabe, mit spitzen Fingern ganz fein und zart das durchlauchtigste Näschen und das Kinn zu fassen und so den Mund der Prinzessin aufzumachen. Hierauf nahm die zweite Hofdame eine goldene Schaufel, mit der sie die Speisen der Prinzessin in den Mund schob, etwa so, wie der Bäcker die Brote in den Backofen einschießt. Dann kam die dritte, die Obersthofmeisterin, ergriff das Prinzesschen mit einer Hand beim Kopf, mit der andern beim Kinn und machte den Mund fein säuberlich wieder zu. Das ging so eine gute Weile, bis eines Tages — es war gerade Freitag und im Königreiche Pomponia wurde braune Grütze gekocht — da zappelte die Prinzessin dermaßen mit den Füßen und schrie so greulich:

„Ich mag nicht“, daß die Obersthofmeisterin, die sonst eine sehr umsichtige Dame war, darob so heftig erschrak, und zwar gerade in dem Augenblick, als sie im Begriffe war, der Prinzessin den Mund zuzumachen, daß sie dabei einen falschen Griff machte, oder, war vielleicht das übermäßige Schreien daran schuld — das ist bis heute noch nicht aufgeklärt — kurz, es gab plötzlich einen Knack, und das Prinzesschen saß da, hatte den Mund sperrangelweit offen und konnte ihn nicht zumachen. Der Oberleibarzt, der allsogleich gerufen ward, versuchte allerlei, aber es wollte nichts helfen: Der Mund der Prinzessin von Pomponia ging und ging und ging nicht zu.

Es wurden nun die berühmtesten Heilkünstler und die gelehrtesten Männer des Reiches zusammenberufen, und alle wetteiferten, das Prinzesschen zu heilen. Der Eine sagte warm, der Andere kalt, Der riet das und Jener dies, sie verordneten Pulver und Pflaster und Pillen und Mixturen, und ein findiger Ingenieur konstruierte gar eine sinnreiche Maschine. Die gelehrtesten Bücher wurden über den Fall geschrieben, aber alles das wollte nicht helfen, der Mund des Prinzesschens war und blieb sperrangelweit offen.

Darob herrschte große Bestürzung bei Hofe. Es war auch wirklich durchaus unzulässig, daß Jedermann im Lande der Prinzessin so ohne weiteres in den Mund gucken konnte, und dann war's



auch zu unangenehm: denn regnete es, dann regnete es der Prinzessin in den Mund, fiel Schnee, schneite es ihr hinein, und beim letzten Hagelschlag schlug eine Schlosse der Prinzessin den linken Vorderzahn aus, und einmal zur Nachtzeit, o Schreck und Graus, kroch gar eine Fledermaus der Prinzessin in den Mund hinein! Die Fledermaus ward allsogleich ergriffen und zur Strafe in einen finstern Turm gesperrt, und seit der Zeit mußten jede Nacht zwei Wachen in Küras und Sporen, mit Wehr und Waffen vor dem Bette der Prinzessin auf und ab marschieren und Halt! und Werda! schreien, so wie sich nur ein Mäuslein rührte.

All das bekümmerte den guten König sehr, und er sann auf ein Mittel, dem Prinzesschen zu helfen, aber so sehr er sich auch bemühte, es fiel ihm immer nichts ein, bis eines Tages ein kluger Mann ihm den Rat gab, der Prinzessin ein Türchen vor den Mund machen zu lassen. Der König war hocherfreut und ließ gleich den Hofschlosser kommen, der ein kunstvolles Türchen anfertigen sollte, aus dem allerfeinsten Gold, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu grob und nicht zu fein, mit allerlei Schmuck und Zierrat und zum Auf- und Zumachen. Der Meister nahm die Maße ab und versprach zum nächsten Hahenschrei das Türchen fertig zu machen, und der gute König dachte schon darüber nach, wie er den wackern Mann belohnen sollte.

Andern Tages war auch pünktlich der biedere Schlossermeister zur Stelle und brachte wirklich das Türchen mit, ein Wunder an Feinheit und Zierlichkeit, ein wahres Meisterstück der Schlosserei. „Also das Türchen, das wäre da“, sagte er, „das hätt' ich fertig, und es ist auch eine gar rare Arbeit. Hier geruhen es Majestät nur zu betrachten — hier ist ein Scharnier, daß sich das Türchen hübsch aufmachen läßt, und da ist eine Spiralfeder — die ist von einem Wiesenstorchschnabel und ist so fein, daß man sie kaum sehen kann — die drückt das Türchen

wieder zu. So macht sich's auf und so macht sich's zu, und wenn die gnädigste Prinzessin will, kann sie's auch zuschließen, da ist ein kleines goldenes Schlüsselchen dazu. Das ist nun die Türe. Was aber eine richtige Türe ist, die muß auch Angeln haben. Und sehen Majestät die Angeln! Die Angeln habe ich rein vergessen, die kann ich doch nirgends anmachen!“

Der König war sehr betrübt über diesen Mißerfolg und wollte schon verzweifeln. Da hörte er von einem Manne hoch oben im Norden, der ein wahrer Riese war an Kraft. Er war so stark, daß er mit einem Finger einen Eisenbahnzug aufhalten konnte und hieß Lurich. Er wohnte hoch oben in Rußland, wo es ganz kalt ist, mitten in Schnee und Eis und trug jahraus jahrein nichts, als eine gestreifte Schwimmhose. Nur wenn es sehr kalt war, nahm er ein nasses Leintuch darüber. Zu diesem Lurich nun machte sich der König auf den Weg. Die Prinzessin wurde in einen großen Fußsack eingenäht — nur oben beim Mund ließ man ihr ein kleines Luftloch; dann wurde sie auf einen Schlitten geladen — hintenauf sprang ein Hoflakai mit einem großen Regenschirm, daß es der Prinzessin nicht in den Mund schneite — und fort ging's in einem Saus.

Als sie zu Meister Lurich kamen, saß dieser gerade beim Gabelfrühstück. Vor ihm auf dem Teller lag ein gebratenes Kalb, das er sanber abknabberte, als wär's ein junges Hühnchen. Als er aufgeessen hatte — das tat der Lurich immer, denn er wußte ganz gut, daß der, welcher Reste auf seinem Teller zurückläßt, im Krieg erschossen wird, — nachdem also der Lurich mit seiner Mahlzeit zu Ende war, trug ihm der König sein Anliegen vor, und der Riese machte sich gleich an die Arbeit, denn er fühlte sich nach dem Essen ganz besonders bei Kräften. Er versuchte es also, er drückte und stemmte und preßte, bis er schwitzte, und er stöhnte und schnaufte vor Anstrengung, aber es ging nicht. Und der



Lurich wischte sich mit seinem Leintuch den Schweiß von der Stirne und sagte: „Majestät, ich kann viel, aber das kann ich nicht, aber weit unten in Afrika, dort wo es ganz heiß ist, dort, wo die Rastanien gebraten auf den Bäumen wachsen, dort wohnt Fitschi-Koroaho und der ist noch stärker als ich!“

Dem König blieb nichts anderes übrig, als seine Tochter wieder in den Fußsack zu nähen und mit ihr wegzufahren, ganz hinunter nach Afrika. Da war es nun wirklich warm und eine Hofdame mußte der Prinzessin alle fünf Minuten ein paar Löffel Wasser in den Mund gießen, damit ihr der Hals nicht zu sehr austrockne. So kamen sie zu Fitschi-Koroaho. Fitschi-Koroaho war so stark, daß er zwei Eisenbahnzüge aufhalten konnte. Aber Fitschi-Koroaho war übler Laune. Er polterte und schnob und pufete und pfauchte. Auf des Königs Bitte ließ er sich indessen doch herbei, den Versuch zu machen. Was aber dem Lurich nicht gelungen war, das brachte auch Fitschi-Koroaho nicht fertig, worüber er sich sehr erzürnte, und als er sich gar den kleinen Finger dabei auslegelte, da war er vollends aus dem Häuschen und spie Feuer und Schwefel, und aus seinen Nasenlöchern quoll Rauch und Qualm, so daß der König, welcher an eine derartige Aufführung nicht gewöhnt war und auch fürchten mußte, seinen Hermelinmantel zu versengen, eiligst zusammenpackte und dem ungemüthlichen Burschen aus dem Wege ging.

Traurig machte er sich auf den Heimweg. Er hatte schon die Hoffnung aufgegeben, daß sein einziges Kind, die Prinzessin und dereinstige Erbin von Pomponia je wieder im Stande sein würde, das zu tun, was der niedrigste seiner Untertanen jederzeit und nach Gefallen üben konnte; denn es war im weiten Umkreise von Pomponia niemandem verwehrt, den Mund zu halten.

So ging es denn der Heimat zu. Nur in einem kleinen Walddorfe machten sie Halt, um die Pferde zu

füttern. Da standen sie nun vor dem „rothen Dachsen“, der König und das Prinzesschen, das noch immer mit weit-aufgeperstem Munde in die Welt hineinguckte, und von den Dorfkindern, die sich in großer Zahl um die vornehme Kutsche drängten, wie ein Wundertier angestarrt wurde. Ja, eines von ihnen versuchte gar, seinen Ballen der Prinzessin in den Mund zu werfen, denn es dachte nicht anders, als daß das Prinzesschen eine Ballscheibe wäre, wie Rentmeisters Karl eine zu Weihnachten bekommen hatte.

Der Wirt, der ein umgänglicher und geschäftskundiger Mann war, und aus dem prächtigen Wagen auf den hohen Stand der Insassen geschlossen hatte, kam herbei, um den Reisenden durch kluge Rede die Weile zu kürzen. Und so erfuhr er alsbald auch von dem Mißgeschick, das den guten König betraf.

„Ja, da tragen sie sie nur zum alten Nämlich. Das ist nämlich ein sehr künstlicher Mann und repariert die ältesten Sachen wie neu!“

Der König schüttelte wehmüthig den Kopf, da ja sämtliche Gelehrte von Pomponia und die stärksten Männer der Welt nichts ausgerichtet hatten, aber der Wirt rühmte die Kunstfertigkeit des alten Drechslers so sehr, daß der König befahl, beim alten Nämlich vorzufahren.

Der alte Nämlich — er hieß eigentlich Caspar Joachim Holzschneider — bewohnte am Ende des Dorfes ein kleines Häuschen, das, unter das graue Strohdach geduckt, mit seinem kleinen Fensterchen so neuumal klug und pfliffig in die Welt blinzelte, wie der alte Nämlich selber, wenn er zur Winterszeit über des Feld ging, seine dicke Pelzmütze tief über die Ohren hinuntergezogen hatte, und hinter diesem seinen sichern Wall schadensfroh in den kalten Tag hineinzwinkerte.

Und drinnen erst in dem alten Nämlich seinem Häuschen! Kinder, was sah es da verwunderlich aus! Da stand eine Schnitzelbank und darüber hin zogen Soldaten, ganze Regimente zu Fuß



und zu Pferd, mit Roß und mit Wagen, rote Husaren und blaue Dragoner und prächtige Leibhatschiere mit langen Helmbarden und Jäger zu Fuß mit Federn auf dem Hute. Und gelbe Eichhörnchen, die behende an einem Stänglein auf und ab liefen, und schwarze Schmiedegesellen, die auf einem hölzernen Amboss hämmerten, und Männlein und Fräulein standen dabei, bunt bemalt und wunderten sich und hatten große Augen und Münder wie ein Stecknadelpopf. Und Häuser mit roten Dächern, so rot, als ob Meister Dachdecker eben erst damit fertig geworden wäre, und Kirchen mit spitzen Türmen, und Dörfer mit weißen Häuschen und grünen Bäumen, breite Bauerngehöfte mit Scheunen und Ställen, und schiefliche Röhre und wollige Schafe und Kälber und Pferde, und alles funterbunt durcheinander und grün und rot und blau bemalt. Und abseits von all' dem niedern Volke standen auf der Fensterbank die Nußknacker mit den großen Köpfen und den schrecklich weiten Münlern.

Das Prinzesschen hätte sich gerne noch ein Weilschen umgesehen, aber da kam schon der alte Nämlich, packte die Prinzessin und legte sie der Länge nach hin auf seine Schnitzelbank. Dann rückte er seine Hornbrille zurecht, besah sie von rechts und von links und drehte und wendete sie um und um, und drückte und probierte und ölte und schmierte und brümmelte etwas vor sich hin und hörte gar nicht erst, was ihm der König erzählte. Dann nahm er eine Priesse, was beim alten Nämlich immer ein Zeichen von besonderer Nachdenklichkeit war. Drauf nieste er und wie ein Blitz fuhr ihm auch schon ein heller Gedanke durch den Kopf, und indem er die Prinzessin hinten am Kopfe faßte, sagte er zum König:

„Hier fehlt sozusagen nämlich schon wiederum der Griff.“

„Der Griff,“ fragte der König, „wieso?“

Der alte Nämlich nahm einen gro-

ßen Nußknacker vom Fenster und sagte: „Jetzt ist nämlich sozusagen der Mund offen, wenn ich aber hier drücke“ — und er drückte hinten auf den Hebel — „dann ist nämlich sozusagen schon wiederum der Mund zu.“

„Ja, aber entschuldigen Sie,“ sagte der König entrüstet, eine Prinzessin ist doch kein Nußknacker!“

„Das ist sozusagen nämlich schon wiederum eine irrige Meinung,“ antwortete der alte Nämlich. „Das wollen wir gleich haben. Modell B D. N. P. 12024, made in Germany.“

Damit machte er sich an seiner Drehbank zu schaffen, drehelte und schnitzelte ein Weilschen, dann brachte er seinen Leintiegel herbei, und, hast Du nicht gesehen, hatte er der Prinzessin einen handlichen Griff von schönem, festem Zirbelholz hinten an den Kopf geleimt.

„Jetzt wollen, sozusagen, nämlich schon wiederum der Herr König aufpassen!“ Der alte Nämlich stellte die Prinzessin auf die Füße und drückte auf den Griff, und schnapp! machte das Prinzesschen den Mund zu, und schnapp! machte der König den Mund auf, vor lauter Verwunderung.

Als sich der König von seinem Erstaunen erholt hatte, machte er zunächst den Mund zu und wäre dem alten Nämlich aus Versehen fast um den Hals gefallen, aber er besann sich, noch rechtzeitig langte in die Tasche seines Herminmantels und zog einen großen dicken Orden hervor, um ihn dem alten Nämlich an die Brust zu stecken.

„Das ist sozusagen nämlich schon wiederum . . .“ sagte der alte Nämlich und kratzte sich hinterm Ohr. „Für die Reparatur krieg ich 35 Kreuzer.“

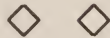
Der König zahlte tiefgerührt dem alten Nämlich 35 Kreuzer in purem Golde und ernannte ihn zur selben Stunde zum ersten königlichen Oberhofmundsperrmeister von Pomponia, welch' schönen Titel er höchst eigenhändig auf eine große Tafel schrieb, die am Giebel des Häuschens befestigt wurde, worüber der alte

Nämlich und sein Häuschen noch vernünftlicher zwinkerten, als vorher.

Als der König mit der Prinzessin nach Hause kam, herrschte Jubel und Freude allenthalben im Reiche. Als sich aber der erste Lärm gelegt hatte, da sah der König mit einemmal den hölzernen Griff, und er mißfiel ihm sehr, und er mißfiel auch einigen andern. Da hatte ein findiger Kopf einen feinen Gedanken. Er brachte den Goffrisseur, und dieser flocht einen schönen, dicken, langen Zopf, der den häßlichen Holzgriff so vortrefflich verbarg, daß man fast gar nichts davon

merkte. Anfangs wunderte man sich zwar über die neue Mode und fand sie seltsam; als aber die Hofleute, um der Prinzessin angenehm zu sein, die Mode mitmachten, gewöhnte man sich daran, und schließlich kam es soweit, daß Jedermann, der am Hofe von Pomponia etwas gelten wollte, sich einen langen Zopf über den Rücken baumeln ließ.

Das ist eine wahre Geschichte, und zum Beweise dafür gibt es heute noch viele würdige Leute, die hinten einen Zopf tragen.



## Freund Einfuß.

Märchen von Oskar Baum.

(Schluß)

Kaum erblickte Hela ihren Bruder als sie jubelnd auf ihn zuelte und ihn umarmte und küßte. In der Freude überhörten sie die Rufe, welche von verschiedenen Seiten näher kamen. Nichts vernahm man den grauen Waldbherrn und Schnellba: „Zimmerherr, Zimmerherr!“ Und links klang die Stimme des kleinen Königs: „Rito, Rito!“ Da erschien plötzlich Freund Einfuß auf der Halde und ließ seine feine Kinderstimme ertönen, die man weithin deutlich verstand. „Zu mir!“ rief er und hüpfte auf einen hohen Stein, „hier findet jeder, was er sucht.“ Da kamen die kleinen Waldgräber vom Berge her und Zimmerherr aus dem Walde und fanden sich jubelnd. Auch Helsing und Hela hörten auf den Ruf der Kinderstimme und fanden ihren grauen Vater, der mit Schnellba, der holden Vogelfee, herbeigeeilt kam, die ihre fehlende Schwalbe freudig wiedererkannte. — Oh, welch ein Jubel war das! Lächelnd stand die strahlende Frau daneben und betrachtete die laute Freude rings um. Endlich legte sich der Lärm der vielen frohen Stimmen und einige fragten, wo denn der böse Berg Herr sei, der Ihnen das Leid zugefügt

hatte. Freund Einfuß führte sie zu dem gefesselten Riesen und nun erfuhr Rito, daß sein Sohn in den Berg gebannt worden, damit er dem König der kleinen Waldgräber nicht helfen könne. Da erzürnte der Waldbherr und hob das Schwert gegen den Wundermächtigen. Aber die gütige Wetterherrin wehrte ihm und sprach: „Löset seine Fesseln und laßt ihn in den Berg verschwinden! Er wird niemals mehr schaden, denn Helas uneigennütige Tat hat ihm seine Wundermacht genommen. Ja, wer auch im eigenem Leid nicht an fremde Not vergißt, besitzt die Wunderkraft, alle bösen Mächte zu besiegen.“ Diese Worte riefen große Freude hervor, denn nun war man vor dem bösen Berg Herrn sicher. Helsing befreite ihn von seinen Fesseln und lachte, als der Machtberaubte fluchend entfloh. Inzwischen war der Abend hereingebrochen und alle giengen voll Glück und Jubel heim. Die Wetterherrin Variantea aber flog mit ihrem raschen Boten, dem guten Freund Einfuß, in den Wald und brachte den Herbst, der mit einem erfrischenden Regen seinen Einzug hielt.



## Alexander der Große.

Seinen Weg mitten durch unfruchtbare Wüsteneien und unfruchtbare Ländereien fortsetzend, langte endlich Alexander an einem Fließchen an, dessen Wasser zwischen zwei frischen Ufern dahinsfloß. Die Oberfläche desselben, von keinem Winde gekräuselt, war das Bild der Zufriedenheit, und schien schweigend zu sagen: siehe da, der Aufenthalt des Friedens und der Ruhe. — Alles war ruhig, und nichts anderes hörte man, als das Murmeln des Wassers, das den Ohren des Wanderers zu wiederholen schien: komm herzu, deinen Teil an den Wohltaten der Natur zu empfangen, und das zu klagen schien, daß diese Einladung vergebens sei. Tausend köstliche Betrachtungen hätten jene Szenen in einem nachdenkenden Gemüte, erzeugen können. Aber wie konnte es jenem Alexander schmeicheln, der ganz voll von ergeizigen Eroberungsplänen war, dessen Ohr sich an das Gekirre der Waffen, an die Seufzer der Sterbenden gewöhnt hatte. Alexander ging weiter.

Aber, erschöpft von Müdigkeit und Hunger, war er bald genötigt, anzuhalten. Er setzte sich auf eines der Ufer des Fließchens, nahm einige Schlucke Wassers, die ihm sehr erfrischend und von ausgesetztem Wohlgeschmacke schienen. Dann ließ er sich gefalzene Fische, mit denen er gut versehen war, auftragen, und tauchte sie in's Wasser, um die außerordentliche Herbe ihres Geschmacks zu mildern. Aber welche Verwunderung, da er fand, daß sie einen süßen Wohlgeruch verbreiteten!

Sicher, sagte er, dieses Fließchen, mit so seltenen Vorzügen beglückt, muß in einem reichen und glücklichen Lande entspringen. Suchen wir die Quelle auf.

Dem Wasser nachgehend, kam Alexander an die Tore des Paradieses. Sie waren verschlossen, er klopfte an, und mit der gewöhnlichen Heftigkeit verlangte er Einlaß.

„Du kannst hier nicht zugelassen

werden, rief eine Stimme von innen; dies ist das Tor der Herrn.“ „Ich bin der Herr, der Herr der Erde,“ erwiderte der ungeduldige Monarch; „ich bin Alexander, der Eroberer; was zaudert ihr, mir zu öffnen?“ „Nein,“ wurde ihm geantwortet, „hier kennt man keinen andern Eroberer, als den, der seine Leidenschaften bezwingt, die Gerechten; sie allein können hier eintreten.“

Alexander suchte vergebens den Aufenthalt der Seligen zu erzwingen; weder Drohungen nützten ihm, noch Bitten. Da er all sein Bemühen unnütz sah, wendete er sich zu dem Wächter des Paradieses und redete so zu ihm: „Du weißt, daß ich ein großer König bin, einer, der die Huldigungen der Nationen empfing. Wenn du mich denn nicht einlassen willst, so gib mir wenigstens irgend eine Sache, die der erstaunten Welt zeige, wie ich bis dahin gekommen bin, wohin vor mir kein Sterblicher kam.“

„Hier, o Unsinniger, versetzte der Wächter des Paradieses, hier für dich eine Sache, die die Leiden heilen kann. Ein einziger Blick darauf kann dich viel mehr Weisheit lehren, als du bis jetzt von deinen alten Meistern erhalten hast. Jetzt gehe deines Weges weiter.“

Alexander nahm begierig, was ihm gegeben wurde, und kehrte in sein Zelt zurück. Aber wie ward ihm, als er, das Geschenk betrachtend, fand, daß es nichts anderes war, als ein Stück von dem Schädel eines Toten. „Dies ist also das schöne Geschenk,“ rief er aus, „das sie den Königen und den Helden machen! Dieses ist also die Frucht der vielen Arbeiten, Gefahren und Sorgen?“

Wütend, und in seiner Hoffnung getäuscht, warf er jenen elenden Rest einer sterblichen Hülle weg.

„Großer König!“ sagte ein dabei gegenwärtiger Weiser, „verachte dieses Geschenk nicht; so gering es auch deinen Augen erscheine, so besitzt es doch außerordentliche Eigenschaften, wie du dich

versichern kannst, wenn du es mit Gold oder mit Silber wägest."

Alexander befahl, zu probieren; man brachte eine Wage; die Reliquie wurde in eine Schale gelegt, das Gold in die andere, und zu großer Verwunderung Aller sank der Knochen.

Man legte anderes Metall zu, und immer wurde es leichter; ja, je mehr Gold man hinzulegte, desto mehr stieg dieses.

"Es ist sehr wunderbar, sagte Alexander, daß eine so kleine Portion Materie über so viel Gold den Sieg davon trage. Gibt es denn kein Gegengewicht, das das Gleichgewicht herzustellen vermöchte?"

"Wohl, sagte der Weise, ein Weniges genügt."

Er nahm ein klein wenig Erde, und bedeckte den Knochen damit, der sich alsbald in seiner Schale erhob.

"Das ist doch eine außerordentliche Sache! rief Alexander aus; könntet ihr mir diese Erscheinung erklären?"

"Großer König! entgegnete ihm der Weise, dieses Bruchstück eines Knochens ist dasjenige, welches das menschliche Auge in sich schließt, das, wenn auch im Umfange begrenzt, doch in Wünschen unbegrenzt ist; je mehr es hat, desto mehr möchte es; weder Gold, noch Silber, noch anderer irdischer Reichtum vermöchte, es zu befriedigen. Aber wenn es einmal in das Grab hinabgestiegen, und mit Erde bedeckt ist, dort ist eine Grenze für seine gierige Lust."

Aber die wunderbare Mahnung vermochte nichts bei Alexander, der unersättlich gierig nach Größe und Reichtümern war. Er setzte daher seinen Triumph- und Eroberungszug fort, und von Sieg zu Sieg, von Reich zu Reich, über die Berge der Finsternisse hinaus, kam er bis zu den äußersten Grenzen Asiens, und befand sich in der Nähe des Landes der Amazonen, wo die Frauen die Kriegsdienste versehen und kämpfen, statt der Männer. Die tapfern Kriegerinnen gerieten bei dem Anrücken des Eroberers nicht im Mindesten außer

Fassung, sondern, ohne Demütigung, oder Furcht zu zeigen, sandten sie ihm eine Gesandtschaft ihrer Gonossinnen entgegen, die mit freier Haltung also zu Alexandern sprach: „Herr! wenn du vorhast, Krieg mit uns zu führen, so ersinnst du ein törichtes Unternehmen. Wenn du siegst, welch ein Ruhm, über Frauen gesiegt zu haben! Wenn du besiegt wirst, welche Unehre, von Frauen besiegt zu werden?“

Alexander, betroffen von dieser Rede, gab das Unternehmen auf; aber, ehe er sich entfernte, wollte er, daß auf einen Stein folgende Worte eingegraben würden: Ich Alexander, bis hierher töricht und eitel, lernte Vernunft von den Frauen."

Mit mildern und gemäßigten Vorsätzen richtete er seinen Marsch nach einer andern Seite, und kam zu einem Lande Afrika's an. Der König jenes Staates, sich der eignen Schwäche, und der unbefiegten Macht des Mazedoniers bewußt, ließ ihm den Einmarsch frei, öffnete ihm die Stadt und die Königsburg, und lud ihn an seinen Tisch.

Nachdem sich der große Alexander an den Tisch des afrikanischen Königs gesetzt hatte, sieht er ein sonderbares Schauspiel vor sich entfalten. Alles auf dem Tische war Gold; Brot, Früchte, alles war von Gold.

"Eßt ihr Gold in eurem Lande?" fragte Alexander erstaunt.

"Kann ich glauben, erwiederte der Afrikaner, daß du dein Reich verlassst, und so weit ziehest, um dich, wie die andern Menschen, von den Erzeugnissen des Feldes zu ernähren? Hast du nicht Ueberfluß an diesen in deinem Lande? du hast Durst nach Gold, und siehe, hier hast du Gold."

"Freund! versetzte Alexander lächelnd, ich kam bis hierher, nicht um eure Reichtümer zu bekommen, sondern um eure Sitten kennen zu lernen."

Und während er fortfuhr, sich im vertraulichen Gespräche zu unterhalten,



siehe, da erscheinen zwei Streitführende vor dem afrikanischen Könige.

Der erste von diesen setzt den Gegenstand des Rechtsstreites also auseinander: „Ich habe von diesem meinen Genossen einen Acker gekauft; als ich darin grub, fand ich einen Schatz. Aber ich habe für den Acker, und nicht für den Schatz bezahlt; der Schatz ist sein; ich komme, o König, Gerechtigkeit zu verlangen; an dir ist es, ihn zu nötigen, ihn zurückzunehmen.“

Aber der Gegner widersetzt sich hartnäckig, und sagt: „der Schatz ist nicht mehr mein; mit dem Acker habe ich alles das verkauft, was sich in dem Acker fand; es wäre Ungerechtigkeit, ihn zurückzunehmen.“

Der afrikanische König erwog ihre Gründe, und fragte den Ersten, ob er einen Sohn habe, und den Zweiten, ob er eine Tochter habe, und beide antworteten: ja.

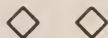
Der König entschied nun also: „Nun gut; machet Mann und Frau aus ihnen, und gebt den Schatz diesem neuen Paar.“

Alexander zeigte sich höchst erstaunt über diesen Ausspruch, und da der Afrikaner dieses Erstaunen bemerkte, sagte er: „Warum staunst du? Scheint dir mein Spruch nicht gerecht? Wie würde man diese Frage in deinem Lande entschieden haben?“

„In meinem Lande? jeder gefundene Schatz gehört dem Könige; jene wären, wenn sie ihn nicht gleich übergeben hätten, des Todes schuldig gewesen.“

„Des Todes? rief verwundert der Afrikaner. Aber sage mir: scheint die Sonne in deiner Gegend? Ja. Regnet es auf euere Felder? Ja. Habt ihr Haustiere? Ja.“

Ah! schloß der Afrikaner; ich verstehe jetzt: es geschieht dieser armen Tiere wegen, daß die Sonne scheint, daß es regnet; ihr wäret es nicht wert.



## Der Entdecker des Petroleums.\*)

Von Hermann Blumenthal, Wien.

Abraham Schreiners Hütte lag in einer Talsenkung am Nordrande des Gebirges und in seinem Keller versiegte die Erdölquelle niemals.

Von seinem Vater hatte er das Geheimnis geerbt, dickflüssige Wagenschmiere zu erzeugen, indem er den Quellschlamm vor dem Aufkochen mit feinem Sand vermischte. Da zu dieser Zeit die Wagenschmierindustrie in Boryslaw sehr groß war und Schreiner für sein Erzeugnis einen bessern Preis als die anderen erzielte, erwarb er so viel, daß er sich bescheiden ernähren konnte.

Schreiner war in der Gegend der einzige, der eine schwarze Stiefelwichse herstellte, und für einen Scheinkreuzer konnte sich jeder bei ihm seine Stiefel schmieren.

Auch schien der gereinigte Schlamm für Heilzwecke besonders geeignet, und die Bauern benützten ihn zum Auflegen auf Wunden.

Gegen Ende Oktober des Jahres achtzehnhundertdreißig hatte es zu schneien angefangen und es war plötzlich Winter geworden. Als Schreiner eines Morgens erwachte, hatte der Wind von den Bergen den Schnee so hoch vor seine Hütte geweht, daß er nicht auf die Gasse hinaus konnte.

Das Verhungern brauchte er nicht zu fürchten, denn in der Kammer lagen bereits die Vorräte für den Winter, bestehend aus einigen Säcken Mais, Kornmehl, Buchweizen und Kartoffeln, und so war es nur das Fehlen eines

\*) „Der Weg zum Reichtum“, (Verlag Felix Lehmann, Berlin W. 35) worin uns der Verfasser das tragische Schicksal Abraham Schreiners, des Entdecker des Petroleums, vorführt. Abraham Schreiner der der Welt das Licht geschenkt hat, ist im Finstern gestorben.

Brennstoffes, daß ihn zur Verzweiflung trieb.

Schreiner hatte als Knabe Talmud studiert und als er älter wurde, wußte er am Abend keine bessere Zerstreuung, als in den heiligen Büchern zu lesen.

Schon am ersten Abend war das Dellämpchen ausgegangen und der junge Mann lag lange auf der Ofenbank, ohne Schlaf finden zu können.

Früh brach jetzt die Nacht herein, aber auch am Tage herrschte in der Stube durch die angehäuften Schneemassen eine trübe Dämmerung, so daß Schreiner nur schwer den kleinen Druck lesen konnte. In den Nächten floh ihn der Schlaf und er blickte verzweifelt in die undurchdringliche Finsternis, während er durch den offenen Kamin das Heulen des Sturmes hören konnte.

In solch einer schlaflosen Nacht war es, daß Schreiner auf den Gedanken kam, die weiche Erdmasse aus seinem Keller bezüglich ihrer Verwendbarkeit als Brennmaterial zu prüfen.

Er riß einige Fäden aus seiner Barzenthweste, rollte sie zusammen und knetete in den so erhaltenen Docht eine Kugel aus dem Schlamm. Die Baumwollfäden saugten die Fettigkeit ein, und als er sie am Abend anzündete, erhellte eine rote Flamme die Stube.

So sah die erste Lampe aus, die der Vater des Petroleums, Abraham Schreiner, in den ersten Wintertagen des Jahres achtzehnhundertdreißig hergestellt hatte. Erst zwei Jahre später glückte es einem Amerikaner, das Erdöl zu Brennzwecken zu verwenden, zu einer Zeit also, da die Erfindung Schreiners in einem großen Teile Oesterreichs bereits bekannt geworden war.

Als Schreiner das rote Licht emporflackern sah, schrie er laut auf vor Freude und tanzte wie besessen um den Tisch. Dann schleppte er einen Folianten herbei, und als er sich überzeugt hatte, daß er bei der neuen Beleuchtung sehr gut lesen konnte, war er auf seinen Einfall

recht stolz. Er setzte sich hin, blickte unverwandt in die Flamme und eine stille Freude erfüllte ihn.

Doch ahnte er in jenen Dämmerungstagen, da ihm seine Entdeckung soviel Genuß verschaffte, nicht, welchen Dienst er der Menschheit erwiesen hatte; er sah es schon als ein Glück an, daß er von nun an das Geld für Beleuchtung ersparen werde und daß ihm in seiner Einsamkeit die Belehrung und Erbauung aus den heiligen Büchern nicht fehlen werde.

In den folgenden Tagen befaßte sich aber Schreiner mehr mit seiner „Lampe“ als mit dem Talmud.

Vor allem beschäftigte ihn der Gedanke, wie er das Fett, das im Schlamm enthalten war und das eigentliche Leuchtmaterial bildete, absondern könnte.

In der Pasternikischen Brennerei hatte er oft beobachtet, wie man aus der Kartoffelmaische Spiritus destillierte, und er beschloß, mit dem Schlamm einen ähnlichen Versuch zu machen.

In der Küche entdeckte Schreiner einen alten eisernen Topf, der ihm für seine Zwecke geeignet schien. Im Vorhause hatte er einen Haufen Kleinholz liegen und bald war im Herd ein großes Feuer angemacht.

Nun füllte er den Topf bis an den Rand mit Schlamm, deckte ihn zu und stellte ihn auf den heißen Herd.

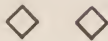
Er dachte nämlich, daß sich das Del auf der Oberfläche ansammeln und die festen Bestandteile zu Boden sinken werden.

So sah der erste Apparat zum Raffinieren des Petroleums aus!

Schreiner stand am Feuerloch und ließ kein Auge vom Gefäß. Das Feuer beleuchtete ein Stück des Fußbodens, sonst aber war es dunkel in der Stube.

Wie lange es dauerte, bis die Masse zu kochen begann! Von Zeit zu Zeit legte Schreiner eine Handvoll Holzschelte nach, bis die Herdplatte glühendrot wurde.

(Schluß folgt.)





## Kleingeld. \*)

Es ist nicht so unwichtig wie es vielleicht scheint, etwas über Kleingeld zu sagen, zumal es in letzter Zeit viel von sich reden machte. Das nötige Kleingeld ist für jedermann ein wichtiger Behelf, um sich durch die Welt zu schlagen; fehlt es daran, ist es schlimm bestellt. Die Heller und Kronen, ob einzeln oder paarweise sind zur Bezahlung der kleinen Dinge des täglichen Bedarfes oder zur Abrundung größerer Summen unentbehrlich. Nun verschwanden diese Zahlungsmittel plötzlich fast über Nacht aus dem Verkehr. Der Kleinhandel, der Konsument vom Tagelöhner bis zum Kapitalisten, sie alle kamen in die größte Verlegenheit. Zahllos waren die Fragen nach den Ursachen dieser Erscheinung und sehr selten vermochte man die richtige Antwort darauf zu erhalten.

Das Geld ist ein Tauschmittel, womit man die verschiedensten Gegenstände eintauschen kann, dieser Vorgang ist das, was wir „kaufen“ und „verkaufen“ nennen. Zwei Arten von Geld sind im allgemeinen Gebrauch, aus Papier und Metall. Ueber das Papiergeld haben wir schon geschrieben. Ganz anders als mit dem Papiergeld verhält es sich mit dem Geld aus Metall.

Wir unterscheiden Münzen aus Gold, Silber, Nickel und Kupferbronze. Den Wert in sich, der dem Umlaufswert gleichkommt, besitzen bloß die Goldmünzen, alle übrigen erhalten ihren Umlaufswert durch die Prägung. In der Regel ist er höher, als das darin enthaltene Metall. So ist beispielsweise das Silber, welches in einer Krone enthalten ist, weit weniger als hundert Heller wert. Dieser Umstand hat zur Folge, das bloß soviel Goldmünzen geprägt werden können, als Gold vorhanden ist, dagegen bedarf es zur Ausgabe der übrigen Münzen eines eigenen Gesetzes, welches zu bestimmen hat, bis zu welcher Höhe

sie ausgeprägt werden dürfen, weil aus diesem Geschäft dem Staate ein großer Nutzen erwächst. Er verleiht dem minderwertigen Metall durch die Prägung eine viel höhere Kaufkraft und es könnte sonst geschehen, daß durch eine allzu starke Ausgabe diese Münzen ihre Geltungs- und Kaufkraft einbüßen würden. Es wird also bloß eine auf einen bestimmten Betrag festgesetzte Summe an Scheidemünze — so wird dieses Geld genannt — in Verkehr gesetzt. Davon zirkuliert ein Teil im Publikum, wo es seine Aufgabe, von Hand zu Hand zu gehen erfüllt. Ein Teil davon erliegt in den Kassen der österreichisch-ungarischen Bank, von wo aus der zeitweilige Mehrbedarf des Verkehrs ergänzt wird, oder auch umgekehrt der etwa sich ergebende Ueberschuß desselben aufgenommen wird. Denn auch für Münzen ist diese Bank die einzige Geldquelle im Staate. So verhält es sich in normalen Zeiten.

Nun sind wir Zeugen einer historisch denkwürdigen Periode, die, wie in allen Gebieten, auch auf dem Gebiete des Geldwesens ganz außerordentliche Erscheinungen hervorgerufen hat, die einer Aufklärung bedürfen.

Die Mobilisierung unserer Armee lag schon viele Tage vorher, bevor sie angeordnet wurde, in der Luft.

Millionen Soldaten wurden zu ihren Truppenkörpern einberufen und diesen mußte die Löhnung sofort auf die Hand gegeben werden und das konnte, das mußte nur in Scheidemünze geschehen, weil sie sich bei jeden einzelnen Soldaten bloß auf wenige Kronen und Heller beläuft.

In dem Momente wurde die Leitung der österreichisch-ungarischen Bank gewahr, daß ihre Vorräte an Kleingeld diesen riesigen Anforderungen nicht genügen werden noch können. Sie nahm daher alles Kleingeld, das in Staats- und Postamtskassen halbwegs entbehrlich war,

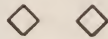
\*) „Das Geld“, Seite 197 des XIII. Jahrganges unserer Zeitschrift.

an sich. Wochen hindurch gaben diese Klassen kein Kleingeld heraus, im Gegenteil, wo es nur anging, zogen sie es ein und lieferten es an die Bank aus. Diesen Vorgang merkte das Publikum und bald hieß es allgemein, um Kleingeld wird Not sein und jedermann ging darnach aus, soviel Vorrat sich an Kleingeld anzuschaffen, als er davon aufreiben konnte. Ja, es gab welche, die ihre ganzen Varmittel in Kleingeld umwechselten und im Kasten einsperrten und sich darüber freuten, etwas zu besitzen, was den andern so sehr mangelte. Je mehr die Not um Scheidemünze stieg, desto wilder war die Jagd dieser Leute nach jeder einzelnen Krone. Der Mangel an kleinen Zahlungsmitteln wurde endlich so groß, daß es unmöglich war, mit einer Banknote Einkäufe zu machen.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, wie groß der Schade ist, den solche Art von Sammler der Allgemeinheit zufügen können. Allein, er läßt sich auch ziffermäßig nachweisen. Jede einzelne Münze, sagen wir die Krone wechselt im Durchschnitt zehnmal im Tag den Be-

sitzer — bei den kleineren Münzen geschieht es gewiß noch öfter — jeder von ihnen hat sie als Bargeld genommen und weitergegeben nicht ohne einen Gewinn dabei zu haben. In zehn Geschäften hat also diese Krone den Umsatz und den entsprechenden Verdienst um ihren Umlaufswert vergrößert, nachdem sie aber von einem unverständigen Angstmeier eingesperrt wurde, ist die Allgemeinheit darum geschädigt worden. Unter diesen Umständen schädigt Jeder, der kleines Geld ansammelt, den Nebenmenschen. Er beeinträchtigt den Verkehr und trägt dazu bei, die Geschäftslage noch mißlicher zu gestalten als sie sonst schon ist. In den Gegenden, wo sich das Militär ständig aufhält, dort ist der Verkehr in Kleingeld ein ungehinderter. Die Art dieses Geldes bringt es aber mit sich, daß die gleichmäßige Verteilung auf größere Ländergebiete viel langsamer vor sich geht als bei den übrigen Geldsorten, deshalb wird es noch einige Zeit dauern, bevor wir hier den nötigen Vorrat davon im Verkehre haben werden.

F. L.



## Guck in die Welt.

### Das Durchschnittsgewicht eines Erwachsenen

ist 70 Kilogramm, das Durchschnittsgewicht des Knochengerüsts 7 Kilogramm, die Gesamtzahl der Knochen 240. Das Skelett mißt in der Länge einen Zoll weniger als der lebende Mensch. Das Durchschnittsgewicht des männlichen Gehirns ist  $1\frac{3}{4}$  Kilogramm: des weiblichen nicht ganz  $1\frac{1}{2}$  Kilogramm. Ein Mensch atmet etwa 20mal in der Minute oder 1200mal in einer Stunde. Ein Mensch atmet etwa 10666 Kubikfuß Kohlenensäure in vierundzwanzig Stunden aus und konsumiert 10667 Kubikfuß Sauerstoff (entsprechend 125 Kubikzoll atmosphärischer Luft) in der gleichen Zeit. Jährlich führt ein Mensch der Vegetation

62 Kilogramm Kohlenstoff zu. Die Durchschnittszahl der Pulsschläge beträgt beim Kinde 120 in der Minute, im Mannesalter 80, im sechzigsten Lebensjahre 60. Im allgemeinen ist der Pulsschlag bei der Frau rascher als beim Mann. Das Gewicht des zirkulierenden Blutes beträgt zirka 14 Kilogramm. Das Herz schlägt 75mal in der Minute; es sendet mit jedem Schläge fast 5 Kilogramm Blut durch die Venen und Arterien und macht vier Schläge, während wir einmal atmen. 270 Kilogramm Blut strömen in einer Stunde durch das Herz. Die Lunge enthält 174000 000 Hohlzellen, welche eine Oberfläche bedecken würden, die dreißigmal so groß ist als der menschliche Körper.





## Zum Uebersetzen.



Nase	אַף	Hand	יָד
riecht	מְרִיחַ, מְרִיחָה	Finger	אֶצְבֶּע
zieht an, kleidet	לֹבֵשׁ	wenig	מְעַט
spricht	מְדַבֵּר	fast	בְּמְעַט
ist	אוֹכֵל	Arbeit, Werk	מְלָאכָה-כּוֹתֵם
		Mund	פֶּה

לְאָדָם יֵשׁ שְׁתֵּי-יָדַיִם וּשְׁתֵּי רַגְלָיִם. בְּיַד יֵשׁ חָמֵשׁ  
 אֶצְבָּעוֹת. בְּשְׁתֵּי-יָדַיִם יֵשׁ עֶשֶׂר אֶצְבָּעוֹת. בְּיַד עוֹשֶׂה הָאָדָם  
 בְּמְעַט כָּל מְלָאכָה. גַּם בְּרַגְלֵי יֵשׁ חָמֵשׁ אֶצְבָּעוֹת. בְּרַגְלָיִם  
 הָאִישׁ הוֹלֵךְ. בְּפֶה הָאִישׁ מְדַבֵּר בְּפֶה הָאִישׁ אוֹכֵל, שׁוֹתֶה  
 וּמְדַבֵּר. בְּאַף הָאִישׁ מְרִיחַ. — חֲתִיט תּוֹפֵר בְּגָד; אֶת הַבְּגָד  
 לֹבֵשׁ הָאִישׁ. אֲנָשִׁים לֹבָשִׁים בְּגָדִים.\*

\*) Hauptwörter, welche mit zwei סְגוּלִים (י') endigen, verwandeln in der Mehrzahl das erste סְגוּל (י') in ein שְׂנָא (י') und das zweite סְגוּל (י') in ein קָמֶץ (י'). B. בְּגָדִים-בְּגָדִים.

### Die Uebersetzung der hebräischen Aufgabe lautet:

Noa pflanzte einen Weinberg. Warum schrie den Knabe in unsern Höfen? Adam gab Namen allem Wilde des Feldes. Jakob diente sieben Jahre um Rachel. Ich habe die ganze Nacht geschlafen, und er hat nicht geschlafen. O, daß ich beobachtet hätte die Gebote meines Lehrers. Ich habe zur Abendzeit geschlossen die Türen unseres Hauses. Wer nahm all dein Vermögen? Wieviel Jahre wohnte dein Vater in dieser Stadt? Brot und Fleisch war im Korbe.

### Rätselaufösungen aus Nr. 14:

Bilderrätsel: Schmiede das Eisen so lange es warm ist.

1. Füllrätsel: Apfel. Knien. Orgel. Neben. Kanal. Angel. Regel.

2. Rätsel: Spatz. Spitz. — 3. Rätsel: Mode. Made.

# Rätsel.

Bilderrätsel:



A. Feder.

Visitenkartenrätsel.

S. Terul.

In welcher in neuester Zeit bekannten irischen Stadt wohnt der Herr?

Z. Dauzor.

In welcher Stadt wohnt der Herr?

Friedrich Kehler, Wien.

Mit **a** besitzt es Mensch und Tier  
Der Wolf befriedigt drinn seine Gier  
Mit **o** ist es im Wasser ein Fisch  
Du siehst ihn gern auf deinem Tisch.

Friedrich Kehler, Wien.

Hebräisches Silbenrätsel.

Du findest es, ich wette,  
Bei Tag und bei Nacht im Bette,  
Und dennoch trägt es, ohne zu rasten,  
Von Ort zu Ort die größten Lasten.  
Ein Zeichen weg, verschleicht es mit Macht  
Die düsteren Schatten der dunklen Nacht  
Erfüllt die Welt mit Helligkeit  
Erweckt alles zu neuer Tätigkeit.

J. Fried.

Druck von D. Rüh in Prag.



**Der K. k. Schulbücher-Berlag** in Wien sendet uns zur Ansicht drei Hefte betitelt: Leitfaden zur Uebersetzung hebräischer Lehrtexte aus dem Pentateuch von Julius Braun, Inspektor der hebräischen Sprach- und Bibelschulen in Wien. Bearbeitet auf Grund des Lehrplanes für israelitischen Religionsunterricht an den Knaben-Bürger Schulen in Wien. Es freut uns, Gelegenheit zu haben, diese ganz vorzüglichen Lehrbücher zum Ankauf und Benützung empfehlen zu können. Sie sind in ihrer vorzüglichen Anordnung sehr gut geeignet den Lehrstoff spielend beizubringen. Neu sind die Anmerkungen, die ohne Aufdringlichkeit den Lehrstoff grammatikalisch behandeln und damit den Schüler auf eine leichte Weise in das Wesen unsere heiligen Sprache einführen, sie erleichtern dem Lehrer die Arbeit und wecken das Interesse des Schülers. Was unseres Dafürhaltens jedem Lehrbuche eine besonders gute Empfehlung ist. Wenn wir hiemit dazu beitragen werden, daß den Lehrbüchern eine große Verbreitung ermöglicht, so soll es uns sehr freuen, zumal ihnen noch der Vorzug der gefälligen Ausstattung eines deutlichen Druckes und leichter Uebersichtlichkeit nachgerühmt werden kann. Wir wünschen dem Herrn Verfasser besten Erfolg seiner vorzüglichen Arbeit. Umso mehr, als es uns noch immer an guten hebräischen Lehrbüchern mangelt. Schließlich sind auch die Preise der Bücher mehr als billig und erleichtern die Anschaffung ganz erheblich.

---

#### **Briefkasten.**

Fr. Glaser, Prag. Die eingesandten Bilderrätsel sind sehr schön und peinlich sauber durchgeführt, können jedoch zu unseren großen Bedauern zur Reproduktion nicht angenommen werden. Die Zeichnung für ein abzudruckendes Bild muß groß sein, je größer, desto besser. Es kann dann auf ein beliebig kleines Format reduziert werden. — Albert Löw, Wien. Das Gedicht wird später gerne gebracht werden.

---

### **Ein oder zwei Mittelschüler**

werden von einer guten jüdischen Familie in Prag, Centrum der Stadt

### **in Kost und Wohnung**

aufgenommen. Eventuelle Nachhilfe kann im Hause geleistet werden. Diesbezügliche Zuschriften übernimmt aus Gefälligkeit die Administration dieses Blattes, Prag II., 629.

---

Die ganzen **Jahrgänge** von „**Jung Juda**“ eignen sich vorzüglich als Geschenke besonders zur **בר מצוה**, ferner zur Ergänzung jüdischer Bibliotheken und auch für Schülerbibliotheken an Volks- und Mittelschulen.

Da nur noch wenige davon zur Verfügung stehen, empfiehlt es sich, eventuelle Bestellungen sobald als möglich vorzunehmen. Der Preis beträgt K 5.— beziehungsweise K 5.80. Gegen Nachnahme stellt sich der Preis um 50 h, also um die tatsächlichen Portospesen höher, deshalb ist es geraten, den Betrag im Vorhinein einzusenden.

Ferner sind am Lager unvollständige Jahrgänge, in denen ein oder zwei Nummern fehlen. Wir überlassen dieselben zu dem herabgesetzten Preise von K 3.50 mit Franko-Zusendung.



